

Universalistische und konstruktivistische Emotionstheorien revisited: Die Bedeutung der Semantisierung von Emotionen und ethischer Überlegungen dafür

Charles Darwin versuchte als einer der ersten, darzulegen, dass alle Menschen dieselben Emotionsausdrücke zeigen und diese in gleicher Weise verstehen und empfinden, weil sie angeboren sind. Diesen Überlegungen hat sich die Forschung unter anderem im Gefolge von Paul Ekman angeschlossen. Von Seiten der Ethnologie sind früh Einwände dagegen erhoben worden. Forscherinnen wie Birgitt Röttger-Rössler haben aus ihrer Disziplin heraus methodologische Ansätze geliefert, die geeignet sind, sowohl die Einseitigkeit der Modelle biologisch angelegter Basisemotionen darzutun als auch derjenigen Modelle, die Emotionen lediglich als sozial oder kulturell konstituiert ansehen. Die diesen einseitigen Ansätzen zu Grunde liegende Dichotomie hat in jüngster Zeit durch Arbeiten von Forscherinnen wie Lisa Feldman Barrett wieder Nachdruck erhalten. Feldmann Barrett vertritt die These, es gäbe keine Basisemotionen, sondern nur angeborene Empfindungen wie Wohlfühlen, Nicht-Wohlfühlen, Entspannt-Sein und Nicht-Entspannt-Sein, ansonsten seien Emotionen ein kulturelles und soziales Konstrukt.

Was meint eine Forscherin wie Lisa Feldman Barrett, wenn sie sagt, Emotionen seien Konstruktionen? Sie meint damit, dass es sich nicht um Reaktionen auf ein Geschehen in der Welt beziehungsweise Umwelt handelt (Feldman Barrett 2017: 27f.), sondern um kulturell erlernte Vorhersagemuster, die zwar mit körperlichen Empfindungen einhergehen, welche aber keinerlei objektive psychologische Bedeutung haben: If you feel an ache in your stomach while sitting at the dinner table, you might experience it as hunger. If flu season is just around the corner, you might experience the same ache as nausea. (Feldman Barrett 2017: 29) Empfundener Schmerz oder ein beschleunigter Herzschlag sind also Bestandteile dessen, was Feldman Barrett nicht mehr ‚Emotion‘, sondern ‚Emotionskonzeption‘ nennen möchte. Solch physiologische Manifestationen sind für sie das einzige Objektive an Emotionskonzeptionen, alles andere ist sozial konstruiert, weil die mit dem Herzschlag oder dem Schmerz einhergehende emotionale Bedeutung nicht in demselben Sinne objektiv ist. Letztere ergibt sich je nach Kontext und erlernten Emotionskonzepten vielmehr aus einer sozialen und kulturellen Übereinkunft (Feldman Barrett 2017: 33 und 133). Wir haben es demnach mit mentalen Konzeptionen zu tun, die insofern körperlich verankert sind, als ihnen neuronale Muster des Gehirns entsprechen und sie mit Herzklopfen, Schmerz oder Unwohlsein einhergehen. Alles, was darüber hinaus mit einer positiven oder negativen Bewertung von Vorgängen in der Welt oder im Empfinden einhergeht, und damit etwas anderes ist als ein lediglich neutrales körperliches Vorkommnis“, gehört mithin in den Bereich der kulturellen und sozialen Konstruktion, für deren Entstehen und Wirken in erster Linie der Einfluss der Sprache ausschlaggebend ist.

Damit werden nicht nur wissenschaftlich tradierte Emotionskonzepte, für die der angeborene Emotionsausdruck eine Rolle spielt (dazu im Folgenden ausführlicher), verworfen, sondern auch alle, für die das Moment der spezifischen Bewertung zum Emotionskonzept gehört:

[...] instances of happiness, sadness, anger, fear, and other emotion categories are constructed by the same brain mechanism that constructed the blobby bee, the juicy apple [...] with no need for emotion circuits or other biological fingerprints. [...] The theory of constructed emotion dispenses with fingerprints not only in the body but also in the brain. (Feldman Barrett 2017: 32 und 35)

Feldman-Barrett ist Psychologin. Ihre wissenschaftliche Arbeit zu kritisieren, muss daher anderen Psychologen und Neurowissenschaftlern vorbehalten sein.¹ In diesem Beitrag sollen vielmehr Konzepte und Überlegungen aus der Philosophie vorgestellt werden, die mit den Überlegungen Birgitt Röttger-Rösslers Berührungspunkte und Überschneidungen aufweisen, dichotome Ansätze kritisch hinterfragen und Gegenmodelle bieten.

Dabei handelt es sich zum einen um die Thematik der Semantisierung von Emotionen, bei der man davon ausgehen muss, dass es so etwas wie angeborene Emotionsausdrücke und Empfindungen gibt, damit das Emotionsvokabular dafür erlernt werden kann und zum anderen um ethische Überlegungen, die bei Darwin von Anfang an mitgedacht worden sind. Vielfach ist nämlich in Vergessenheit geraten, dass Darwins Annahmen von einem universalistischen Humanismus geleitet sind, den eine Forscherin wie Feldman Barrett zwar ebenfalls in Anspruch nimmt, wenn sie auf die Relevanz ihrer Arbeit verweist, sich der Inanspruchnahme allerdings nicht bewusst zu sein scheint.² Zunächst aber zur Thematik der Semantisierung von Emotionen.

Semantisierung von Emotionen

Der sprachtheoretische Ansatz zum Spracherwerb von empirisch arbeitenden Forschern wie Michael Tomasello schließt an die Sprachphilosophie des späten Ludwig Wittgenstein an. Wie auch der Ansatz des Philosophen Donald Davidson (Davidson 2004: 205f., 208f., 220f.; Engelen 2014: 69f.) bietet er die Möglichkeit, plausibel zu machen, inwiefern Emotionen semantisierter sind (Engelen 2014: 70–83; Engelen 2013). Von den genannten Philosophen und Forschern hat das Modell freilich keiner auf Emotionen angewendet. Nicht zuletzt deshalb soll hier kurz geschildert werden, wie die Semantisierung von Emotionen vonstattengeht.

Semantisierung von Emotionen bedeutet, dass sie durch die sprachliche Bedeutung in der jeweiligen Kultur geformt und keine rein biologisch ablaufenden Vorgänge sind, auch nicht

1 Forscher wie Jaak Panksepp haben das früh mit überzeugenden Argumenten und einiger Vehemenz getan. Vgl. etwa Panksepp 2007: 281–296.

2 In einer Sendung des Deutschlandfunks, für die auch Birgitt Röttger-Rössler interviewt wurde, wird Feldman Barrett beispielsweise wie folgt zitiert: Wenn Sie in einen anderen Kulturreis ziehen, dessen emotionale Konzepte Sie nicht verstehen, dann ist das sehr stressig und Sie werden eher krank. Sich in eine Kultur einzuleben bedeutet, die Emotionen dieser Kultur empfinden lernen. Warum sollten wir aber, außer aus ökonomischen Gründen, auf die Stresssymptome des Immigranten Rücksicht nehmen, wenn wir, da Emotionen ausschließlich kulturspezifisch sind, etwas anderes empfinden als der Kulturfremde? Die Antwort bleibt Feldman Barrett schuldig. Die Sendung „Das Wir im Ich. Wie Kultur unser Denken und Fühlen prägt“ von Volker Wildermuth wurde am 15. April 2022 ausgestrahlt.

im Falle so genannter Basisemotionen, die als universal, d. h. angeboren bei allen Menschen mehr oder weniger gleichermaßen vorhanden sind. „Geformt sein“ heißt hier, dass auch das Empfinden davon beeinflusst ist und mithin kulturell geprägt. Wie wir Freude als Freude oder Angst als Angst empfinden, hängt also auch von dem Begriff der Freude oder dem Begriff der Angst ab, den wir erlernt und verinnerlicht haben. Dieser Ansatz impliziert nicht, dass es keine angeborenen emotionalen Ausdrucksformen oder Weisen des Empfindens gibt. Im Gegenteil, der Umstand, dass es eine emotionale Erregung gibt, die auch einen Ausdruck findet, ist eine Voraussetzung dafür, dass wir eine gemeinsame Sprache für Emotionen erwerben können.

Eine wesentliche Bedingung dafür, eine Sprache erlernen zu können, ist, dass der Mensch seine Aufmerksamkeit gemeinsam mit einem anderen auf einen Gegenstand richten kann, der durch diesen gemeinsamen Akt als etwas identifiziert wird. Das Sich-gemeinsam-auf-einen-Gegenstand-Ausrichten ist eine intentionale Beziehung. Wenn das Kind im Alter von neun Monaten in der Lage ist, zu verstehen, dass es mit einem intentionalen Akteur interagiert, der es wahrnimmt und der ihm gegenüber, bestimmte Absichten hat (Tomasello 2006: 119), kann es die intentionale Beziehung des Erwachsenen zur Welt und zu ihm selbst beobachten. Damit kann es aber auch die emotionalen Einstellungen des Erwachsenen ihm gegenüber wahrnehmen und sich selbst als so etwas wie ein Selbst erfahren lernen.

Die Sprachtheorie des späten Ludwig Wittgenstein aufgreifend, versteht Tomasello sprachliche Referenz, wie viele Sprachphilosophen auch, als einen sozialen Akt, bei dem Akteure ihre Aufmerksamkeit auf etwas ausrichten (Tomasello 2006: 128f.). Szenen gemeinsamer Aufmerksamkeit ermöglichen als intersubjektiver Kontext, dass sprachliche Referenz als solche verstehbar ist.

Zumeist richtet sich die gemeinsame Aufmerksamkeit auf einen dritten Gegenstand. Wichtig ist es, zu sehen, dass dem nicht so sein muss, sondern der Gegenstand der geteilten Aufmerksamkeit auch das Kind selbst sein kann (Tomasello 2006: 131); oder, wie man bereits vorgreifend einfügen kann, emotionale Erscheinungsformen, die gespürt werden und einen körperlichen Ausdruck finden.

Bestätigt wird eine solche Annahme nicht nur von entwicklungspsychologischen Untersuchungen; für sie spricht zudem, dass sie nicht auf überholte Sprachtheorien oder Spekulationen zurückgreifen muss, sondern auf eine, die in der philosophischen Debatte seit Jahrzehnten Bestand hat.

Dieser sprachtheoretische Ansatz bietet die Möglichkeit, plausibel zu machen, inwiefern Emotionen semantisiert sind. Angewendet auf physiologische emotionale Reaktionen bedeutet das, dass das Kind lernt, dass die Aufmerksamkeit und die Wortgeräusche, auf die sich die Aufmerksamkeit des Erwachsenen bezieht, seine eigenen emotionalen Reaktionen sind, die kein dritter Gegenstand im Sinne der Referenz sind, sondern Veränderungen des kindlichen Organismus, die dieses spürt. Das Kind lernt zudem, dass die Erwachsenen die Veränderungen mit bestimmten Worten, aber auch Gesten verstehen.

Die Worte, die in Bezug auf die emotionalen Prozesse des kindlichen Organismus von den Erwachsenen verwendet werden, ermöglichen damit eine intersubjektive Bezugnahme auf senso-motorische, emotionale Prozesse, die ihren Ausdruck beim Kind nicht nur im Empfinden haben, sondern auch in Mimik, Gestik und Lautbildung. Verkürzt ausgedrückt kann man sich das so vorstellen: Das Kind spürt den Prozess, der Erwachsene sieht ihn, somit können sich beide auf das gleiche beziehen, und das Kind kann einen Begriff dafür erlernen. Die emotionalen

Prozesse werden so mit sprachlichen Ausdrücken und Bedeutungen verbunden. Am Ende dieses Lernprozesses gehört die sprachliche Bedeutung zum senso-motorischen Prozess dazu.

Wie lässt sich das auf die Ausbildung von Emotionen anwenden? Obgleich die Unterscheidung in basale und nicht-basale Emotionen immer wieder mit guten Gründen hinsichtlich ihrer theoretischen Tragfähigkeit hinterfragt worden ist, gibt es auch gute Gründe, an ihr ansatzweise festzuhalten. Ein Haupteinwand gegen die Annahme basaler emotionaler Prozesse besteht darin, dass eine Emotion bei einem gesunden, erwachsenen Menschen in der Komplexität des alltäglichen Lebens selten in basaler Form auftritt, weil sie kulturspezifisch überformt ist. Denn selbst so genannte basale Emotionen wie Freude oder Angst, die allgemein allen Menschen universal zugeschrieben werden, sind kulturell und damit auch sprachlich geformt und gehen, sobald sie das sind, mit höheren kognitiven Prozessen einher. Dem ist sicherlich zuzustimmen. Dennoch lassen sich basale emotionale Prozesse als diejenigen Prozesse bestimmen, die bis zu einem bestimmten Grad angeboren sind und sehr früh in der Phylogenetese in allen uns bekannten Kulturen sowie bei einigen höheren Säugetieren/Primateen auftreten.³

Wie wir uns die Anwendung der Spracherwerbstheorie auf emotionale Prozesse und damit die Semantisierung der Emotionsempfindung vorzustellen haben, lässt sich noch weiter veranschaulichen: Die Schreck- und Furchtreaktion eines Säuglings wird mit dem Begriff der Furcht oder Angst belegt, indem ein Laut durch Wiederholung mit einer Empfindung gepaart wird. Damit dieses Wort für das heranwachsende Kind zu einem Begriff werden kann, muss es nicht nur eine Vokabel lernen, sondern mit der Gebrauchsweise der Vokabel auch einige Verhaltensformen, um die Bedeutung des Wortes zu erfassen. Es wird etwa lernen, wann ihm die Emotionsempfindung zugestanden wird und wann nicht. Die Bezugsperson wird auf das zum Weinen bereite Gesicht des Kindes, das Blickkontakt mit der Bezugsperson sucht, beispielsweise sagen: „Du musst doch keine Angst vor dem Hasen haben“. Bei Anwesenheit eines großen Hundes mag die Bezugsperson, je nachdem, welches Verhältnis sie selbst zu Hunden hat, anders reagieren. Dabei wird das Kind einen bestimmten expressiven Gesichtsausdruck bei den anderen Artgenossen wahrnehmen und es wird unter Umständen getröstet und beschützt werden. Das Wort ‚Angst‘ wird so in Handlungs- und Situationszusammenhänge eingebettet und mit einer bestimmten Emotionsempfindung einhergehen. Hinzu kommt, dass Weisen der Emotionsregulation konzeptuell, d. h. zusammen mit dem Begriff erlernt werden, beziehungsweise diese zur vollen Bedeutung des Begriffs dazugehören. Erst wenn der Begriff auf diese Art und Weise eingeführt ist, kann man sagen, dass das Kind mit dem Begriff ‚Angst‘ vertraut ist. Emotionsempfindung und Begriff lassen sich dann nicht mehr voneinander trennen; es gibt für das Kind dann keine nicht semantisierte Körpersensation mehr.

Die für den Spracherwerb erforderliche gemeinsame Aufmerksamkeit, die eine gemeinsame Referenz ermöglicht, kann auf die Angstreaktion des Kindes gerichtet sein. Obgleich die Angst kein Gegenstand in der Welt ist, kann sich die geteilte Aufmerksamkeit der Bezugsperson und des Kindes auf die emotionale Reaktion des Kindes richten, da sie ihren Ausdruck in der physiologischen Reaktion und dem damit verbundenen Empfinden des Kindes hat sowie in den dazugehörigen körperlichen Ausdrucksformen, die von Dritten wahrgenommen werden können. Das Kind spürt das, worauf sich die Bezugsperson auf Grund des Emotionsausdruckes des Kindes (Gesichtsausdruck, Körperhaltung und geäußerte Laute) richtet. Somit können beide zusammen etwas anpeilen, was zwar nicht als Gegenstand und damit als etwas Objektives in der

3 Interessant ist, dass sich genau diese Argumente bereits bei Darwin finden lassen.

Welt ist, aber durch die Kopplung von Ausdruck und Empfinden ein Gefüge darstellt. Es ist also von großer Bedeutung, dass das Kind etwas spürt, worauf es sich beziehen kann und dass das zudem einen Ausdruck in dem damit verbundenen Gesichtsausdruck, der Körperhaltung und der Lautbildung des Kindes findet. Damit ist die Angst etwas, auf das Kind und Bezugsperson ihre Aufmerksamkeit miteinander richten können.

Das Kind kann seine Angst also keineswegs allein dadurch als Angst identifizieren, dass es etwas spürt, sondern weil die Reaktionen der Bezugsperson auch eine gemeinsame Ausrichtung und damit eine Identifikation der Empfindung als Angst ermöglicht. Der so identifizierte Prozess erlangt seine Bedeutung sowohl durch Begriffsverwendung als auch durch eine Empfindung und deren körperlichen Ausdruck in zahlreichen Situationen des Spracherwerbs. Der Ausdruck ist es, der die Bezugnahme, die Referenz ermöglicht.

Mit Hilfe der Spracherwerbstheorie lässt sich also zeigen, inwiefern phänomenales Erleben durch Spracherwerb semantisch und damit kulturell geformt ist und keine ausschließlich physiologisch ablaufende Reaktion auf ein Umweltgeschehen hin darstellt.

Man muss Darwin und der Forschung in seinem Gefolge also nicht nur nicht in der Annahme widersprechen, dass es angeborene Empfindungsmuster und Ausdrücke gibt, man muss die Annahme sogar ansatzweise beibehalten, um den Vorgang der Semantisierung erklären zu können. Daraus lässt sich aber nicht ableiten, dass wir alle genau dasselbe empfinden, weil die kulturellen Kontexte, in denen wir unsere Emotionen identifizieren und regulieren lernen, sehr unterschiedliche Prägungen aufweisen können.

Die Abweichungen können aber auch sehr minimal sein und dennoch Ausgrenzung oder Inklusion zur Folge haben, weshalb sie unter anderem für Ethnologen ein interessantes Forschungsgebiet darstellen. Im Alltag werden solch minimale mimische, prosodische und gestische Schattierungen in der Ausdrucksform meist nicht bewusst. Sie bilden jedoch ein wichtiges Bindeglied für Gruppenzugehörigkeit oder Nicht-Zugehörigkeit. Das kann zur Abgrenzung sozialer Schichten innerhalb einer Stadt, eines Landes oder eines Kontinentes führen oder lediglich regionale Unterschiede manifestieren und vermag unter anderem zu erklären, warum sich das Gefühl der Fremdheit einstellt, ohne dass sich die Ursachen dafür von denjenigen, die es empfinden, eindeutig festmachen ließen, weil die wahrgenommenen Verschiedenartigkeiten so gering sind, dass man ihrer nicht gewahr wird.

Illustrieren lässt sich das Gesagte vielleicht wie folgt: Im deutschen Fernsehen hat man mit Verzögerung zur internationalen Konkurrenz verstanden, dass nicht nur Qualität und Bekanntheit der an einem Film beteiligten Schauspieler oder das Drehbuch für den Erfolg eines Films relevant sind, sondern auch die Schauplätze. Daher hat man begonnen, die Drehorte etwa nach Venedig, Irland oder Schweden zu verlegen. So wurden die Kriminalgeschichten der US-amerikanischen Autorin Donna Leon, die ihre Erzählungen in Venedig angesiedelt hat, zwar dort verfilmt, aber mit deutschen Schauspielern. Der Effekt dieses Experiments ist verblüffend, denn das gesamte Szenario wirkt falsch. Nicht nur, dass (vermeintliche) Italiener nun mit einem für das geschulte Ohr leicht hessischen, badischen oder sächsischen Akzent sprechen, sie lächeln wie Deutsche, bewegen sich wie Deutsche und zeigen deren Gestik und Mimik, was für den dafür sensibilisierten Beobachter zu Befremden führen kann, sollen die Schauspieler doch Italiener und Italienerinnen verkörpern.

Für die Zuordnung zu einer Gruppe und die damit verbundene Inklusion oder Exklusion sind also bereits minimale Abweichungen in Mimik, Gestik und Körperhaltung ausschlaggebend. Diese Beobachtungen sind für die Reflexion auf gelingendes Zusammenleben von

Bedeutung. Aber legen sie auch nahe, dass der italienische Schwager etwas anderes empfindet, wenn er sich freut oder den Tod seiner Eltern betrauert als seine deutsche Schwägerin, wenn das bei ihr der Fall ist? Kaum.

Nun geht auch Feldman Barrett auf Fragen der Semantisierung und der kollektiven Intentionalität ein. Für sie ist kollektive Intentionalität etwas anderes als für Forscher wie Michael Tomasello oder Philosophen wie Donald Davidson. Kollektive Intentionalität bestimmt sie vielmehr als eine Form der kulturell entstandenen sozialen Übereinkunft, also als eine Form der sozialen Konstruktion:

This requires] that other people [...] agree that certain body-states or physical actions serve particular functions in certain contexts. Without this collective intentionality, one person's actions [...] will be perceived by others as meaningless noise. (Feldman Barrett 2017: 139)

Die kollektive Intentionalität wird hier also nicht als individuelle Bezugnahme verstanden, sondern als kollektive Prägung.

Damit diese Prägung vonstattengehen kann, braucht der Mensch Sprache. Sie spielt daher auch für Feldman Barretts Ansatz eine entscheidende Rolle, denn: Without a concept for ‚Fear‘ you cannot experience fear. Without a concept for ‚Sadness‘ you cannot perceive sadness in another person. (Feldman Barrett 2017: 141)

Den Begriffen für Angst oder Traurigkeit entspricht nach Feldman Barrett aber nur insofern etwas in der Wirklichkeit, als ein soziales Konstrukt (wie etwa Geld) durchaus real ist und enorme Auswirkungen auf das menschliche Handeln hat. Diese Begriffe sind „folk concepts“, also keine wissenschaftlichen Begriffe, denen etwas in der objektiven Welt entspricht, sondern volkstümliche Kategorien, die auf Grund ihrer Tradierung und Verankerung in kulturellen Zusammenhängen einen quasi objektiven Status erhalten haben, ohne dass ihnen außer Körpervänderungen etwas entspricht: Without emotion concepts there are no emotions but just bodily changes. (Feldman Barrett 2017: 133)

Diese kulturell überlieferten Emotionsbegriffe sind auch oder gerade in einem Ansatz wie dem von Feldman Barrett ausschlaggebend für das, was wir empfinden. Sie verfügt allerdings über keine ausgearbeitete Spracherwerbstheorie, mit deren Hilfe hinreichend geklärt werden könnte, wie wir die Emotionsbegriffe mit den körperlichen Veränderungen in Zusammenhang bringen, wenn so etwas wie der Emotionsausdruck keine auch nur rudimentäre Konstante darstellt. So erwähnt sie zwar, dass es keinen Emotionsausdruck des Gesichts gibt, sondern lediglich Gesichtskonfigurationen von Emotionen (Feldman Barrett 2017: 40), sie spielen aber beim Spracherwerb von Emotionsbegriffen keine Rolle. Sie verweist lediglich auf eine Hypothese, der zufolge wir auf statistische Weise lernen, Körpermuster und Kontexte mit Worten wie ‚Ärger‘ zu assoziieren. Allerdings gibt sie selbst zu, dass diese Hypothese bisher nicht über das Stadium einer Spekulation hinausgekommen ist (Feldman Barrett 2017: 102). Worauf im Rahmen dieser Arbeit nicht eingegangen werden kann, sondern was lediglich Erwähnung finden kann, ist, dass diese Hypothese nicht in Konflikt mit Wittgensteins Privatsprachenargument geraten darf, denn Körpermuster kann das Kind nicht alleine als sich ähnlich oder unähnlich erkennen, es benötigt dazu eine Bestätigung von außen und diese kann nur via eines für den Anderen sichtbaren Ausdrucks erfolgen.

Ethische Annahmen und Methoden universalistischer und konstruktivistischer Forschungsansätze

Feldman Barrett kritisiert die Arbeit der Wissenschaftlerin Disa A. Sauter und ihrer Forschergruppe, die bei dem isoliert lebenden afrikanischen Volksstamm der Himba zu dem Ergebnis gekommen waren, es gäbe belastbare Hinweise dafür, dass die Himba universale Emotionen wiedererkennen würden. Ihre Kritik bezieht sich auf die mögliche Beeinflussung der Himba durch das wiederholte Erzählen emotionaler Geschichten, in deren Protagonisten sie sich hinneinversetzen sollten, ehe mit dem eigentlichen Experiment begonnen wurde (Feldman Barrett 2017: 50).

Feldman Barretts Forschergruppe hat gleichfalls Experimente bei und mit den Himba durchgeführt und nicht Sauters These, sondern ihre eigene bestätigt gefunden. Was Feldman Barrett nicht reflektiert, ist der mögliche Einfluss auf die Ergebnisse ihrer Forschergruppe durch deren wissenschaftliche Vorannahmen. Die Mitglieder dieser Forschergruppe verfolgen die wissenschaftliche Hypothese, dass Emotionen ein rein soziales Konstrukt sind, dem weder ein universaler Ausdruck noch ein universales Empfinden zu Grunde liegt. Mit dieser Vorannahme, man werde nicht das Gleiche empfinden und den jeweiligen Emotionsausdruck womöglich missverstehen, nähern sich die Forscherinnen im Experiment den Himba. Die Erwartung, dass diese Ausgangshypothesen sich bewähren werden, dürfte bei den Beteiligten der Forschergruppe hoch gewesen sein. Wie will man aber die Möglichkeit ausschließen, dass die impliziten Vorannahmen das Resultat der Befragung der Himba beeinflussen? Wenn der Andere in mir keinen fühlenden Menschen sieht, wie er selbst es ist, warum sollte man es dann selbst tun? Zudem steht das Argument, die Himba hätten nur Emotionsausdrücke erkannt (Feldman Barrett 2017: 49), aber nicht die damit einhergehende Empfindungen, ohne begleitende ethnologische Studien auf tönernen Füßen.⁴

Die ethischen Annahmen universalistischer beziehungsweise konstruktivistischer Forschungsansätze bleiben meist implizit, während Darwin sie in seinem universalistischen Ansatz explizit gemacht hat. In seinem Werk *The Expression of the Emotions in Man and Animal* von 1872⁵ stellt Darwin als einer der Ersten in der Wissenschaft die Frage, ob wir die Mimik, die wir zeigen, wenn wir traurig, fröhlich oder wütend sind, erlernt haben oder ob sie ererbt ist. Der Gefühlsausdruck ist nach Darwin nicht nur beim Menschen angeboren, sondern auch bei einigen Tieren. Diese Annahmen haben ethische und gesellschaftspolitische Relevanz.

Durch die Untersuchung der emotionalen Ausdrucksformen wollte Darwin dreierlei zeigen: (1) Der Mensch ist keine einzigartige von Gott geschaffene Spezies. (2) Die menschlichen „Rassen“ unterscheiden sich nicht. (3): Es gibt eine Stufenfolge im Bereich geistiger Phänomene.

- 4 Der Einwand würde wohl mit dem Hinweis zurückgewiesen, dass universale Emotionen automatisch auftreten müssen. Das könnte aber bei den Himba der Fall sein; es würde nicht ausschließen, dass sie sich der Erwartungshaltung des Gegenübers anpassen und dementsprechend antworten oder, dass sie so antworten wie sie antworten und eine Empfindung mitmeinen. Siehe zu dieser Thematik Birgitt Röttger-Rösslers Ausführungen zum Verliebtsein bei den Makassar. Die Makassar zeigen physiologische Phänomene des Verliebtseins und beschreiben diese in der Weise, wie es in westlichen Kulturreihen auch geschieht, ohne ein begriffliches Konzept dafür zu haben, was sich mit einem rein konstruktivistischen Ansatz nicht erklären lässt. Siehe Röttger-Rössler 2002: 153–158; und Röttger-Rössler 2006: 66f., 73ff., 76f.
- 5 Zitiert wird im Folgenden nach der deutschen Ausgabe *Der Ausdruck der Gemütsbewegungen* von 2000.

Auch unsere innere Physiologie ist im Sinne des Erfinders der Evolutionstheorie ein Produkt der Evolution.

Zwar sieht bereits Darwin, dass das Ausdrucksverhalten zum Teil unwillkürliche Nachahmungsverhalten ist, also nicht auf dem Ausdruck innerer Empfindung beruht (Darwin 2000: 43) und auch, dass die meisten Ausdrucksformen vom Menschen sowie den Tieren unwillkürlich gebraucht, also nicht absichtlich hervorgebracht werden (Darwin 2000: 35). Aber da Ausdruck und Empfinden zusammen auftreten und der Ausdruck sich in der Evolution der Organismen herausgebildet hat, muss auch das phänomenale Empfinden ein Produkt der Evolution sein. So schreibt Darwin, dass das Ausdrucksverhalten eines Hundes seine Seelenzustände zeigt (Darwin 2000: 63) und Ausdruck sowie Seelenzustand also auch beim Tier korrespondieren (Darwin 2000: 97).

Zugleich kennt Darwin allerdings phänomenales Empfinden („Seelenzustände“), das nur Menschen aufzuweisen scheinen, weil es ein Selbstbild voraussetzt. Erröten und die dazugehörige Scham wären ein Beispiel dafür (Darwin 2000: 362, 349, 403).

Mit seinen Ausführungen möchte Darwin zudem zeigen, dass der menschliche Gefühlsausdruck universal ist und es keine Rassenunterschiede gibt (Darwin 2000: 399).

Die Tatsache, dass Darwin unter anderem dieses Anliegen mit seinem Werk verfolgt hat, bedeutet allerdings nicht, dass denjenigen, die nicht von universalistischen Erscheinungsformen bei Emotionen ausgehen, deshalb Rassismus zu unterstellen wäre. Ein rein konstruktivistischer Ansatz geht allerdings implizit mit der Unterstellung einher, dass Menschen, die in sehr unterschiedlichen Kulturen aufgewachsen sind, sich so lange nicht in ihrem emotionalen Ausdruck und Empfinden verstehen können, bis sie die Emotionsbegriffe der jeweils anderen Kultur erlernt haben. Die Trauer, Angst, Freude des Menschen aus einem anderen Kulturreis bleibt mit hin anfangs unverständlich und fremd. Die Vorstellung, man könne die emotionalen Regungen eines Fremden nachvollziehen, sich unter Umständen sogar einfühlen, muss vorderhand negiert werden, da es sich um soziale und kulturelle Konstruktionen handelt. Wir sehen nach Feldman Barrett nur, dass die andere Person sich unwohl fühlt oder nicht, entspannt ist oder nicht. Der Andere ist zunächst der Andere und kein Du, dass auch ein Ich ist. Außer dem Menschsein gibt es keine Gemeinsamkeit, keine geteilte Mitgliedschaft in einer Gemeinschaft. Der Andere ist dieser Konzeption nach nicht der nächste, sondern andersartig. Eine Einfühlung in ihn oder sie ist daher ohne einen langwierigen Lernprozess nicht möglich.

Nun darf eine wissenschaftliche Theorie nicht lediglich deshalb gutgeheißen oder abgelehnt werden, weil einem die sich aus ihr ergebenden ethischen Konsequenzen gefallen oder nicht. Entscheidend ist vielmehr, ob sich die wissenschaftlichen Annahmen bestätigen lassen oder nicht. Die berechtigte Kritik an rein konstruktivistischen und rein universalistischen Emotions-theorien in der Forschungsliteratur ist allerdings Legion. Zudem haben wir gesehen, dass die jeweiligen Ausgangshypothesen Einfluss auf die Forschungsergebnisse haben können, und es nicht leicht ist, dies auszuschließen. Weil wir, um eine Emotion wie Freude als unsere Freude zu erleben, erst lernen müssen, uns als eine fühlende Instanz zu begreifen, ist der Ansatz, dass bestimmte physiologisch ablaufende Prozesse bereits vollständig vorgeben, was und wie empfunden wird, ebenso zu hinterfragen wie derjenige, der davon ausgeht, dass den Menschen gemeinsame physiologische Prozesse keine entscheidende Rolle für die Emotionsempfindung spielen. Kulturelle und semantische Formung von Emotionen setzt voraus, dass es etwas gibt, worauf wir uns gemeinsam beziehen können. Wir brauchen dieses Etwas, um die Semantisierung und kulturelle Formung erklären zu können.

Literatur

- Darwin, Charles 2000: *Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei dem Menschen und den Tieren*. Paul Ekman (Hg.), übersetzt von Julius Victor Carus und Ulrich Enderwitz. Frankfurt a. M.: Eichborn.
- Davidson, Donald 2004a. Die zweite Person. In: Donald Davidson (Hg.), *Subjektiv, intersubjektiv, objektiv*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 186–210.
- Davidson, Donald 2004b: Die Entstehung des Denkens. In: Donald Davidson (Hg.), *Subjektiv, intersubjektiv, objektiv*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 211–229.
- Engelen, Eva-Maria 2013: Language Acquisition, and the Formation of Emotions. In: *Pre-Proceedings des 36. Internationales Wittgenstein Symposium 2013*. DOI: 10.13140/2.1.3011.2802.
- Engelen, Eva-Maria 2014: *Vom Leben zur Bedeutung: Philosophische Studien zum Verhältnis von Gefühl, Bewusstsein und Sprache*. Berlin: de Gruyter.
- Feldman Barrett, Lisa 2017: *How Emotions are Made: The Secret Life of the Brain*. Boston / New York: Houghton Mifflin Harcourt.
- Panksepp, Jaak 2007: Neurologizing the Psychology of Affects: How Appraisal-Based Constructivism and Basic Emotion Theory Can Coexist. *Perspectives on Psychological Science* 2 (3): 281–296.
- Röttger-Rössler, Birgitt 2002: Emotion und Kultur: Einige Grundfragen. *Zeitschrift für Ethnologie* 127: 147–162.
- Röttger-Rössler, Birgitt 2006: Kulturen der Liebe. In: Birgitt Röttger-Rössler und Eva-Maria Engelen (Hg.), *Tell me about love – Kultur und Natur der Liebe*. Paderborn: Mentis, 59–80.
- Tomasello, Michael 2006: *Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

